

LUTZ C. KLEVEMAN

Lemberg

*Die vergessene
Mitte Europas*



aufbau

LUTZ C. KLEVEMAN

Lemberg

*Die vergessene
Mitte Europas*



Über Lutz C. Kleveman

Lutz C. Kleveman, geboren 1974, hat Neuere Geschichte an der London School of Economics (LSE) studiert und als Journalist u.a. für Die Zeit, Spiegel Online, Newsweek und den Daily Telegraph geschrieben. Er ist der Autor von »Kriegsgefangen« (2011) und »The New Great Game« (2003).

Informationen zum Buch

Die Biographie einer Stadt

Einst Teil des Habsburger Reichs, galt Lemberg als »Jerusalem Europas«, wo Polen, Juden, Ukrainer und Deutsche eng zusammenlebten. Namhafte Künstler und Wissenschaftler prägten eine Moderne, die der in Berlin und Wien in nichts nachstand. Dann verlor Lemberg wie so viele mitteleuropäische Städte durch Krieg, Holocaust und Vertreibung fast alle Einwohner – und damit sein Gedächtnis. Siebzig Jahre später, inmitten der Ukraine-Krise, versucht Lutz Kleveman die verschüttete Vergangenheit der Stadt freizulegen. Was er dabei entdeckt und brillant erzählt, ist nicht weniger als die Geschichte Europas bis heute.

»Lutz Kleveman erschließt lebendig und sehr persönlich die Geschichte dieser faszinierenden Stadt, die so viele Vergangenheiten hatte, Bühne so vieler Kulturen, Träume und Tragödien war. Ein immenses Lesevergnügen.« *Philip Blom (Der taumelnde Kontinent)*

»Ein ebenso sorgfältiges wie umfassendes Geschichtsbuch über eine faszinierende Stadt, hinter deren bezaubernder

Fassade sich Ungeheuerlichkeiten entluden.« *Sabine Adler*
(*Deutschlandfunk*)

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Lutz C. Kleveman

Lemberg

Die vergessene Mitte Europas

 aufbau digital

Für Reinhild Kleveman
und
Juri Golub (1991-2014)

Inhaltsübersicht

Über Lutz C. Kleveman
Informationen zum Buch
Newsletter

Prolog

I. Habsburger Zeit

II. Erster Weltkrieg

III. Kleinpolen

IV. Lemberger Moderne

V. Schottisches Café

VI. Sowjetische Herrschaft

VII. Deportationen

VIII. Nazi Herrschaft

IX. Weigls Labor

X. Stalag 328

XI. Todestango

Epilog

Anmerkungen

Verwendete Literatur

Bildnachweis

Dank

Impressum

Inzwischen gesellte sich noch ein Mensch zu ihnen im schwarzen Kleid, der auf einem ganz schwarzen Pferd saß. Er ritt auf sie zu und blickte den Jüngling an, dem wunderbar zumute ward; und es war ihm, als sei er gezwungen, mit seinem Stab das Pferd zu berühren. Er tat es, und das Pferd begann die Mondweise zu singen mit einer gar köstlichen Stimme. Da lachte der schwarze Mann und sagte höhnisch: »Willst du in Ewigkeit nur Spiel und Schabernack treiben mit deinem Stab? Und ist dir nicht in den Sinn gekommen, dass er dir zu Besserem verliehen ist? Du Tor! Ist dir nicht offenbar worden, dass dies Gerät aus jedem Wesen die eigene Stimme seines Herzens lockt und dass du, solange du es besitzt, jedes Ding aus dem Herzen des Dinges verstehen kannst?« Und nach diesen Worten wendete der Fremde sein Pferd und ritt davon.

»Die Geschichte von dem Königssohn und dem Sohn der Magd«, in: »Die Geschichten des Rabbi Nachman«, nacherzählt von Martin Buber

Prolog

Es war ein ungewöhnlich warmer Herbsttag im Jahr 1990, als die Bürger von Lemberg beschlossen, das Lenin-Denkmal vor dem Opernhaus niederzureißen. Sie konnten es nicht mehr sehen, dieses Symbol sowjetischer Herrschaft. Seit dem Fall der Berliner Mauer ein Jahr zuvor stürzten überall im ehemaligen Ostblock die Statuen kommunistischer Führer – nur noch nicht in der Sowjetunion selbst, wo sich die alte Garde weiter an die Macht klammerte und der KGB einige Lenin-Statuen sogar nachts bewachen ließ. Die Lemberger, die sich als ukrainische Patrioten fühlten, waren die Macht des Kremls leid. Sie entschieden sich zu handeln.

Aus den volkseigenen Fabriken und Kolchosen am Stadtrand rückten Arbeiter mit Traktoren und Lastwagen an. Von der Universität kamen Studenten herbei. Binnen Minuten sammelte sich auf dem Platz vor der Oper eine Menschenmenge, darunter viele Jugendliche. Einige schwenkten Transparente, auf denen »Weg mit Lenin aus Lemberg« stand. Der Lemberger Stadtrat, in den im Frühjahr erstmals antikommunistische Kandidaten gewählt worden waren, schloss sich dem Vorhaben der Demonstranten an. Mit Hilfe mehrerer Stahlseile, die man

Lenin um den Nacken legte, begannen die Arbeiter an der Statue zu ziehen. Sie mussten sich beeilen, denn unter den Zuschauern waren sicher einige moskautreue Agenten.

Das Lenin-Denkmal war 1952 errichtet worden, noch zu Lebzeiten Stalins, der eigens den bekannten Bildhauer Sergej Merkurow aus Moskau in die westlichste Stadt des sowjetischen Imperiums entsandt hatte. Fast dreißig Jahre zuvor hatte Merkurow die Totenmaske Lenins angefertigt und seitdem eine ganze Reihe gigantischer Statuen Lenins und Stalins gestaltet. Auch für die größte Stadt der Westukraine war ein mehr als fünfzig Meter hohes Lenin-Denkmal vorgesehen, das auf dem Schlossberg, wo einst eine mittelalterliche Burg gestanden hatte, errichtet werden sollte.

Aber als Merkurow erstmals nach Lemberg reiste, war er entzückt vom mittelalterlichen Charme der Stadt, den so ein Lenin-Gigant, bei aller historischen Bedeutung des Mannes, doch empfindlich gestört hätte. Und so entwarf Merkurow ein neues, mit vierzehn Metern Höhe recht moderates Denkmal. Auch ließ er es nicht mehr auf dem Schlossberg erbauen, sondern auf dem Platz vor dem rokokoverspielten Opernhaus. Es stammte noch aus der Zeit der Habsburger, die bis 1918 von Wien aus über Lemberg geherrscht hatten. Dort war ohnehin eine Denkmal-Stelle frei geworden, nachdem die polnischen Bewohner der Stadt, von den neuen sowjetischen

Machthabern nach 1945 zum Umzug nach Westpolen gezwungen, die Reiterstatue ihres Königs Jan III. Sobieski abmontiert und nach Danzig mitgenommen hatten.

Nicht nur eine bescheidene Größe verpasste der Bildhauer Merkurow dem alten Lenin, sondern auch einen für damalige Verhältnisse eher gemäßigten Auftritt: statt als ganzen Mann, wie üblich mit wehendem Mantel und vorwärtsweisendem Arm, meißelte Merkurow nur den Oberkörper Lenins hervor und setzte ihn auf einen Sockel aus Rotgranit. Da schien der Arbeiterführer nun wie auf einem Rednerpult zu lehnen. Dargestellt war nicht ein Herrscher, sondern ein Redner, der sich auf die Macht des Wortes stützte, als ob er in der Westukraine noch Überzeugungsarbeit für die sozialistische Sache zu leisten hätte. Ganz falsch war das nicht, denn in den 1950er Jahren versteckten sich noch etliche antisowjetische Partisanen in den nahen Karpaten und lieferten sich Kämpfe mit dem NKWD.

So stand Lenin dort fast vier Jahrzehnte lang. Doch in diesem Herbst 1990, als die Sowjetunion auseinanderzubrechen begann, wollten die Lemberger den Revolutionsführer nicht mehr sehen. Für sie war er, wie alle Moskauer, ein russischer Kolonialist und Besatzer. Die Traktorfahrer traten mit ihren Stiefeln auf die Gaspedale, schon spannten sich die Drahtseile. Einige Männer brachten Vorschlaghämmer herbei, andere schwenkten die

blau-gelbe Fahne der Ukraine. Sie war vielerorts offiziell noch immer verboten, doch die anwesenden Polizisten schritten nicht ein. Die Traktormotoren jaulten auf, dichten Dieselqualm ausstoßend. Da knackte es im Granit des Sockels, Lenin neigte sich, verlor das Gleichgewicht und fiel kopfüber auf das Pflaster.

Es war dasselbe Pflaster vor der Oper, das jüdische Bewohner Lembergs im Juni 1941 zu putzen gezwungen worden waren, mit Bürsten und auf Knien, aber von jenem Ereignis hatte kaum einer der Denkmalstürmer je gehört. Sie wussten vielleicht nicht einmal, dass nur fünfzig Jahre zuvor viele Juden in ihrer Stadt gelebt hatten. Mehr als 100000 waren es gewesen.

So stürzte Lenin krachend zu Boden, wobei der Sockel in mehrere große Stücke zerbrach. Die Menge jubelte und schwenkte ihre Fahnen. Männer traten vor, die Vorschlaghämmer fest umgriffen und bereit, die Reste des Denkmals zu zerstören. Doch da geschah etwas Sonderbares. Die Männer hielten inne, wichen zurück, ihre Blicke auf den zerbrochenen Sockel gerichtet, und erstarrten. Nun sahen es alle: unter einer dünnen Schicht roten Granits waren Steinplatten hervorgebrochen, die die sowjetischen Bauherren 1952 in den Sockel einzementiert hatten. Sie trugen, für alle erkennbar, hebräische Inschriften. Vögel, Herzen und Kronleuchter waren in sie eingraviert. Es waren *mazewot*, jüdische Grabsteine.

Sie stammten, wie sich einige der Älteren erinnerten, von dem jüdischen Friedhof, der einmal hinter dem Lazarus-Spital lag, wo nun die Brauerei und ein Budenmarkt standen. Dort hatten die Nazis im Krieg ein Ghetto errichtet, den Friedhof verwüstet und jüdischen Zwangsarbeitern befohlen, die Grabsteine zu zerschlagen. Die Brocken wurden im Straßenbau eingesetzt. Beim Rückzug der Deutschen 1944 blieben offenbar einige Steinhäufen übrig, die dann wiederum die Sowjets als Baumaterial nutzten – auch für das Lenin-Denkmal. Nun kamen die Grabsteine plötzlich wieder zum Vorschein, und für einen kurzen Moment offenbarte sich die lange verschwiegene Geschichte der Stadt in geradezu unheimlicher Verdichtung. Der Jubel der Menschen erstarb. Sie starrten auf die Grabsteinreste. Ein Kind, das sie berühren wollte, wurde von der Mutter zurückgezerrt. »Wir waren alle ganz betreten. Dann haben wir uns umgedreht und sind nach Hause gegangen«, erinnert sich einer, der damals dabei war. »Keiner hat je wieder darüber gesprochen.«

Mehr als 25 Jahre sind seit jenem Tag vergangen, aber noch heute liegt Lembergs Geschichte unter dickem Zement.

An einem stillen, sonnigen Morgen steige ich zur Zitadelle von Lemberg empor. Nur ein leichter Wind streicht durch das Laub der Krüppeleichen, die den Hang bewachsen. Aus der Stadt dringt das Quietschen der Straßenbahnen zu mir hoch, allmählich leiser werdend.

Es ist Anfang Juli 2014, ich bin zum ersten Mal in Lemberg, das heute offiziell Lwiw heißt und in der Westukraine liegt. Erst vor wenigen Stunden angekommen, muss ich mich erst mal orientieren. Die Zitadelle liegt auf dem kleinen Hausberg der Stadt. Von hier oben hat man sicher einen guten Blick, denke ich mir und werde nicht enttäuscht. Lemberg schmiegt sich um mehrere Hügel, die östlichen Ausläufer der Karpaten. An den Rändern der Stadt stehen sozialistische Hochhaussiedlungen, in denen wahrscheinlich die meisten der etwa 750000 Einwohner leben. Die Altstadt blieb von sowjetischen Bausünden jedoch verschont. Sie ist unverkennbar mitteleuropäisch. Der schlanke Rathausturm und die zahlreichen barocken Kirchtürme – so muss die Silhouette der Stadt schon vor hundert Jahren ausgesehen haben.

Gegründet wurde Lemberg im 13. Jahrhundert, so steht es in meinem Reiseführer, von einem gewissen König Daniel, Herrscher der Rus, der die Siedlung nach seinem

Sohn Lew benannte. Bald darauf eroberte ein polnischer König die Stadt, woraufhin sie vier Jahrhunderte lang zu Polen gehörte. Als das Land Ende des 18. Jahrhunderts unter seinen großmächtigen Nachbarn aufgeteilt wurde, fiel der südliche Teil mit Lemberg für 150 Jahre an das Habsburger Reich. Mit dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg wurde die Stadt, die mehrheitlich von Polen bewohnt war, der neu entstandenen Republik Polen zugeschlagen. Von September 1939 bis Juni 1941 war Lemberg unter sowjetischer, danach bis Juli 1944 unter deutscher Besatzung und Gewaltherrschaft. Nach Kriegsende fiel Lemberg an die Sowjetunion und gehört seit 1991 zur unabhängigen Ukraine. Rechnet man das militärische Hin und Her im Ersten Weltkrieg hinzu, wechselte die politische Herrschaft über die Stadt zwischen 1914 und 1991 gleich sieben Mal.



Marktplatz von Lemberg

Das klingt nach einem regelrechten Brennglas europäischer Geschichte des 20. Jahrhunderts. Allein der Name der Stadt spiegelt die Wandlungen wider. Hatte sie im Mittelalter noch Leopolis geheißen, die »Stadt der Löwen«, wurde aus dem habsburgischen Lemberg Ende 1918 das polnische Lwów, daraus dann 1939 das russische Lwow, dann wieder Lemberg, 1944 erneut Lwow, und seit 1991 heißt die ukrainische Stadt Lwiw.¹ Sie liegt nur eine Autostunde von der polnischen und damit der EU-Außengrenze entfernt. Ganz weit im Osten, denkt man erst. Politisch stimmt dies vielleicht, nicht aber geographisch. Ein Blick auf die Landkarte Europas zeigt, dass sich die

Stadt fast genau am geographischen Mittelpunkt des Kontinents befindet.

Weiter den Hügel hinauf steige ich bis zur Zitadelle, einer wuchtigen Kaserne, die von vier separaten Wehrtürmen umgeben ist. Das österreichische Militär ließ sie nach dem Völkerfrühling von 1848 errichten, um die aufmüpfigen Untertanen fortan besser überwachen zu können. Leer und abweisend steht der dunkelrote Ziegelbau vor mir. Die Eingänge sind verrammelt, die Schießscharten wirken wie böse Katzenaugen, an eine Wand hat jemand Hakenkreuze geschmiert. Einer der Wehrtürme ist eine Ruine, aus deren Rissen junge Birken wachsen. Er wurde offenbar von Fliegerbomben zertrümmert, das Mauerwerk ist von Schrapnelltreffern übersät. Der größte Wehrturm in der Mitte des Zitadellengeländes wurde vor einigen Jahren zu einem Luxushotel ausgebaut. Auf dem Parkplatz stehen SUV-Limousinen, den Eingang bewachen alte Kanonen. Hier würde ich nicht übernachten, denke ich unwillkürlich, ohne sagen zu können, warum.

Über einen Trampelpfad durch dichtes Gestrüpp finde ich schließlich einen weiteren Turm. Er ist kleiner als der erste und von einem trockenen, aber tiefen Graben umgeben. Auch hier trägt das Mauerwerk viele Narben alter Einschüsse, die oft mehrere Ziegelsteine weggesprengt haben. Vor dem Turm ragen Belüftungsschächte aus dem Boden, dahinter ein runder Betonbunker mit Feuerschlitz.

Das Gelände wurde rundum mit einem Metallzaun abgesperrt. Lange kann das nicht her sein, der Zaun sieht noch recht neu aus. Ich blicke durch die Drahtmaschen und kneife die Augen zusammen. Hinter den vergitterten Fenstern und Schießscharten scheinen so etwas wie Regale zu stehen und auf ihnen - Bücher!

Verwundert gehe ich am Zaun entlang um den Turm herum. Hinter jeder Maueröffnung sind Regale und Buchrücken zu erkennen. Es sieht aus, als seien bis unter das Dach des Turms alte Bücher gestapelt. Tausende, vielleicht Zehntausende Bücher mögen es sein. Die Titel lassen sich aus der Distanz nicht entziffern, auch nicht, ob sie in kyrillischer oder lateinischer Schrift geschrieben sind.

Vergeblich suche ich nach einem Loch im Zaun, nur an der Frontseite des Turms ist ein Durchgangstor. Ich rüttele daran, aber es ist mit einem dicken Kettenschloss gesichert. So sehr es mich ärgert, hier komme ich nicht rein. Was sind das für Bücher?, frage ich mich, während ich den Zitadellenberg wieder hinabsteige, und warum wurden sie hier weggeschlossen? Der Anblick kurbelt meine Phantasie an: Handelt es sich womöglich um verbotene Bücher? Stehen in ihnen etwa Dinge, die niemand wissen darf? Was ist das Rätsel dieses Bücherturms?



Der Bücherturm auf der Zitadelle

Zurück in der Altstadt, zieht es mich zum Rathausmarkt. Er ist an allen vier Seiten von hübschen Patrizierhäusern aus Barock und Renaissance umstanden, die vom Reichtum Lembergs im 16. und 17. Jahrhundert zeugen, als die Stadt an einem Knotenpunkt wichtiger Handelswege lag. Wohlhabende Kaufleute, darunter Griechen und Armenier, holten damals sogar italienische Baumeister hierher. Den leicht mediterranen Touch verstärkt der ockerfarbene lokale Sandstein vieler Häuser, der über die Jahre nachgedunkelt ist und eine mattsilbrige Patina erhalten

hat. Schon auf den ersten Blick ist Lemberg ungewöhnlich schön, seit 1998 zählt die Altstadt zum UNESCO-Weltkulturerbe. Die meisten Straßen sind noch mit buckligem Kopfstein gepflastert. Die vielen Zeichen des Verfalls, bröckelndes Mauerwerk und undichte Dächer, unterstreichen nur den Charme der Stadt. Wenn ein sowjetischer Film in Paris oder Rom spielen sollte, so habe ich gehört, wurde er in Lemberg gedreht. Mich erinnert die Stadt eher an das Prag der frühen 1990er Jahre, bevor dort die Häuserfassaden alle neu gestrichen wurden.

Erste Eindrücke: Viele Menschen bewegen sich noch zu Fuß fort, und sie haben selten Eile. Gekleidet sind sie nicht viel anders als die Passanten einer deutschen Fußgängerzone, nur ärmer, mit einfacherer Mode und billigeren Stoffen. Junge Frauen tragen gern enge Kleider (ja, auch mit Leopardmuster) und Pumps, ältere Frauen bevorzugen noch Röcke und Kopftücher. Männer tragen Hüte und karierte Plastiktüten. Ein Mädchen hält einen Blumenstrauß, den ihr wohl ein Verehrer geschenkt hat. Viele Lemberger bekreuzigen sich, wenn sie an einer Kirche vorbeigehen. Im Vergleich zu westlichen Städten fällt auf, dass die Leute noch auf die Straße gucken, anstatt ihre Köpfe über Smartphones zu beugen. Zwar gibt es einige Cafés mit WLAN, doch das mobilfunkübertragene Internet ist wohl noch recht langsam. Um Schnelligkeit geht es auch den Straßenbahnen nicht. Es sind

quietschende Scheppertrams aus sowjetischer Zeit, die auf unfassbar krummen Gleisen über das Kopfsteinpflaster rumpeln. Geschäfte haben einfache Auslagen, Kettenfilialen gibt es kaum. Vieles in der Stadt wirkt noch unverfälscht. So erscheint Lemberg wie ein postsowjetischer und zugleich authentisch altmodischer Ort, mit einer reizvollen Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit.

In den Cafés am Marktplatz brummt das Geschäft, die Außenterrassen sind voll mit ukrainischen Touristen. Ausländer hingegen finden sich nirgends. Anders als die meisten osteuropäischen Städte wird Lemberg bis heute nicht von Easyjet oder anderen Billigairlines angeflogen. Beerbikes oder Happy-Hour-Cocktailbars, in denen nur Touristen-Englisch gesprochen wird, fehlen noch im Stadtbild. Selbst die vielen Straßenmusiker singen nicht auf Englisch, sondern auf Ukrainisch oder Russisch. Allerdings sind auch keine Baedeker-Kulturreisenden zu sehen. In meinem Hotel scheine ich derzeit der einzige westliche Tourist zu sein, auch der für die Fußball-EM 2012 neu erbaute Flughafen war bei meiner Ankunft komplett leer. Schon nach dem Majdan-Aufstand im Winter 2013/14 und der russischen Annexion der Krim im März 2014 haben Reisende die Ukraine gemieden. Seit im Osten des Landes nun auch noch Krieg ausgebrochen ist, kommt fast niemand mehr.

Die Nachrichten aus dem umkämpften Donbass sind schlecht. Die ukrainische Armee war auf den Konflikt mit den von Russland unterstützten Rebellen nicht vorbereitet, die Verluste sind hoch. Viele Westukrainer kämpfen im Osten, als Soldaten oder Freiwillige. Fast jede Woche kommen einige von ihnen in Zinksärgen zurück, heißt es. Auch Tausende Flüchtlinge aus dem Donbass und von der Krim sollen hierher gezogen sein. Jetzt hört man viel Russisch auf den Straßen, obwohl Lemberg eigentlich als die einzige größere Stadt in der Ukraine gilt, in deren öffentlichem Raum hauptsächlich Ukrainisch gesprochen wird. Was anfangs wie ein Bürgerkrieg aussah, vom Westen lange als »Ukraine-Krise« verharmlost, hat sich inzwischen zu einem veritablen Krieg zwischen zwei Ländern entwickelt. Viele Kommentatoren erklären Russlands militärische Hilfe für die Donbass-Rebellen als eine Taktik des russischen Präsidenten Wladimir Putin, geopolitisch gegen die USA zu punkten und zugleich das russische Volk hinter sich zu vereinen, um die heimische Opposition zu schwächen. Zugleich versuche der Kreml, auch nach der Majdan-Revolution seinen Machteinfluss in der Ukraine zu bewahren, wogegen sich die neue pro-westliche Regierung von Präsident Petro Poroschenko mit allen Kräften wehre. Diese tagesaktuellen Analysen sind sicher alle richtig, übersehen aber eines: Um ihr Vorgehen zu rechtfertigen,

führen beide Kriegsparteien vor allem die jüngere Geschichte ihrer Länder ins Feld.

Wie in vielen Kriegen wird geschichtspolitisch aufgerüstet, um Kämpfer und Heimatfront zu motivieren. Politiker in Moskau wie in Kiew setzen Geschichte für Propaganda ein. Während viele Ukrainer die russische Aggression als Fortsetzung jahrhundertealter Kolonialherrschaft empfinden, sehen viele Russen im Einsatz des ukrainischen Militärs eine Neuauflage des antisowjetischen Kampfs ukrainischer Nationalisten in den 1940er und 1950er Jahren. So glaubt man in Moskau, auf dem Majdan hätten mit Hilfe der EU und der USA westukrainische »Faschisten« geputscht, deren Großväter schon mit den Nazis paktierten. Als Putin am 18. März 2014 vor der Duma die Annexion der Krim verkündete, schimpfte er, die demokratisch gewählte Regierung von Wiktor Janukowytsch sei von »Nationalisten, Neo-Nazis, Russenfeinden und Antisemiten« gestürzt worden. Dagegen behauptet die Regierung in Kiew, ein genuiner Volksaufstand habe das alte Regime beseitigt und damit die Ukraine vom Einfluss der Russen befreit, die das einstige »sozialistische Bruderland« im 20. Jahrhundert brutal unterdrückt und Millionen Ukrainer umgebracht hätten.



Sozialistische Propaganda und kapitalistische Werbung

Wer hat nun recht, wie war es wirklich? Ich bin in die Ukraine gereist, um mir ein eigenes Bild zu machen. Dabei interessieren mich weniger die neuesten Entwicklungen in Kiew oder an der Donbass-Front, über die bereits ausreichend in den Medien berichtet wird. Mit ihrem Schwerpunkt auf aktuelle Ereignisse sind journalistische Berichte allerdings oft eigenartig geschichtslos, als ob Krieg und Revolution einfach vom Himmel fallen würden. Das reicht nicht, glaube ich. Wer das aktuelle Geschehen in der Ukraine verstehen möchte, muss die jüngere Geschichte des Landes verstehen lernen. Hierfür scheint mir Lemberg der richtige Ort zu sein. Er ist nah dran am

Geschehen und zugleich weit genug von der Kampfzone entfernt, um einen unverstellten Blick auf die Dinge zu ermöglichen. Seit dem 19. Jahrhundert gilt Lemberg als Zentrum des ukrainischen Nationalempfindens und »heimliche Hauptstadt« der Ukraine. Im Zweiten Weltkrieg war die Stadt ein wesentlicher Schauplatz sowjetischer und nationalsozialistischer Terrorherrschaft und Nationalitätenpolitik. Die Ereignisse der 1930er und 1940er Jahre, ihre lautstarke Instrumentalisierung wie auch ihr Verschweigen, beeinflussen bis heute entscheidend die Bildung und die Brüche der postsowjetischen nationalen Identität der Ukraine. In Lemberg hoffe ich Antworten auf die Frage zu finden, warum sich, grob gesagt, der »pro-russische« Osten und der »pro-europäische« Westen des Landes nicht darauf einigen können, wem die Ukraine gehört, welche Kultur identitätsstiftend sei und wohin es sich außenpolitisch orientieren soll. Ein großer Teil des innerukrainischen Konflikts liegt in historischen Erfahrungen begründet, die im Westen und Osten des Landes sehr kontrovers bewertet werden. Die Ukrainer streiten um Fragen von Widerstand und Kollaboration, um das Verhalten der Großväter gegenüber deutschen Nazis und russischen Bolschewiken. Des einen historische Helden sind des anderen Vaterlandsverräter. Wer dies verstehen möchte, muss wie bei der Analyse der Jugoslawien-Kriege der 1990er Jahre

herausfinden, welche Ursachen in den Jahren des Zweiten Weltkriegs liegen und was damals wirklich geschehen ist. Daraus lassen sich vielleicht auch Schlüsse auf die Geschichte anderer Länder Mitteleuropas ziehen, dieses Korridors zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, der zwischen den Großmächten Deutschland und Russland eingezwängt war. Diese Region pauschal als »Bloodlands« darzustellen, deren Bewohner lediglich passive Opfer der Politik Hitlers und Stalins gewesen seien, erscheint mir zu simpel und irreführend.² Stattdessen lohnt es sich bestimmt, etwas genauer zu untersuchen, welche Rolle lokale Akteure damals spielten, und sie miteinander zu vergleichen. Lemberg könnte hier als *pars pro toto* stehen, als eine Stadt, deren Geschichte vergleichbar ist mit der anderer mitteleuropäischer Städte von Vilnius bis Czernowitz, von Danzig bis Reichenberg.

Mit diesen Orten hat Lemberg nicht nur die Erfahrung von Massenmord und Vertreibung gemeinsam, sondern erstmal und vor allem die reiche multiethnische, multikulturelle Vergangenheit. Noch in den 1930er Jahren lebten in Lemberg mehrere große Volksgruppen mit verschiedenen Kulturen: etwa 160000 Polen, 100000 Juden und nur 25000 Ukrainer, außerdem Armenier und sogenannte Galiziendeutsche. Lemberg galt damals europaweit als ein Zentrum der Moderne, mit florierenden Künsten und Wissenschaften. Die Stadt war kosmopolitisch,

lebensfroh und zugleich fromm. Das »Jerusalem Europas« wurde Lemberg genannt, denn hier residierten gleich drei Erzbischöfe: für die polnischen Katholiken, die ukrainischen Griechisch-Katholiken (Unierten) und die armenischen Christen. Sie alle hatten ihre Kathedralen und Kirchen, die noch heute das Stadtbild prägen, duldeten aber auch lutherische, russisch-orthodoxe und jüdische Gotteshäuser. Lemberg war eine der größten Metropolen jüdischer Kultur in Europa, ein Drittel der Bevölkerung waren Juden. Mehr als fünfzig Synagogen und Tempel assimilierter Reformjuden sollen einst in der Stadt gestanden haben.

Was für ein faszinierender Ort Lemberg damals gewesen sein muss! Ich möchte mehr über die Geschichte der Stadt erfahren und herausfinden, was sich hier in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zugetragen hat. Das Problem ist, dass Lemberg sein Gedächtnis verloren hat. Im Zweiten Weltkrieg erlebte die Stadt eine demographische Katastrophe – die Juden wurden ermordet, die meisten Polen vertrieben und viele Ukrainer deportiert. Nach dem Krieg verwandelten die sowjetischen Planer das weitgehend entvölkerte Lemberg in eine ethnisch wie kulturell relativ homogene Stadt. Die Bevölkerung wurde fast völlig ausgetauscht und mit ihr die kulturelle Persönlichkeit und das Erinnerungsvermögen der Stadt. In der Sowjetunion wurde die polnische und jüdische